

mag denken, ich vegetiere. Tatsächlich befinde ich mich in einer Zwischenwelt, die nicht dem Leben und nicht dem Tod gehört; ein Vorhandensein, in dem Zeit und Raum nichts bedeuten und in dem mein Träumen ein neues, altes Leben für mich erschafft. Meine Vergangenheit ist mein Hier und Jetzt.

Damals, als ich zur Welt kam, und später, als meine Mutter einen Mann heiratete, der zunächst nicht mein Vater war, es dann aber wurde, wohnten wir noch nicht in Berlin, wo ich nun auf dem Sterbebett liege. Wir lebten an unterschiedlichen Adressen in Darmstadt und Frankfurt am Main. Für mich war der Ort einerlei und auch die Umzüge machten mir wenig aus: Ich nahm die Gegebenheiten, wie sie waren, und machte das Beste daraus. Das gilt auch für die übrigen Umstände. Denn wir waren arm. Mein Vater verdingte sich als

Tagelöhner, meine Mutter übte ebenfalls verschiedene Tätigkeiten aus, um etwas Geld zu verdienen. Sie nahm mich oft in den Arm, wenn wir abends im Bett lagen und wenn die Glut im Herd erloschen war, und drückte mich an sich. Wenn wir Spaziergänge machten, ritt ich auf den Schultern meines Vaters.

Vater lehrte mich, dass Freiheit zuallererst ein Gefühl ist; etwas, das aus einem selbst heraus erwächst. Unbeschwert machte ich mir die Welt zu eigen. Wenn ich tagsüber allein war, streunte ich durch die Straßen und Höfe und spielte mit Kameradinnen. Wir sprangen Seil oder hopsten durch Reifen und Kästchen. In meiner Fantasie war ich erst eine furchtlose Reiterin, später eine berühmte Artistin. Ich jagte durch Höfe, über Wiesen und Mauern, ich turnte auf Bäumen und spannte mir

Hochseile. Einmal überraschte Mutter mich, als ich mich, barfuß und mit gerafften Röcken, auf einen Strick hinaufzog, den ich zwischen zwei Teppichstangen geknotet hatte. Ich wollte es den Tänzerinnen in ihren gerüschten Kostümen nachtun, die in Manegen und auf Jahrmärkten auftraten. Mutter packte mich am Fuß und wies mich an, sofort zurück auf den Boden zu springen – weder sei ich ein Vogel noch auf besondere Weise von Gott gesegnet. Sie sollte sich irren. Doch zunächst bekam ich eine Woche Stubenarrest.

In der Volksschule lernte ich eifrig. Das Zusammensetzen von Buchstaben und Zahlen bereitete mir Freude. Im Anschluss begann ich eine Ausbildung als Schneiderin in einer Werkstatt für feine Damenbekleidung. Das war ein neuer Lebensabschnitt, nicht nur, was

den Tagesablauf anging, sondern auch, was meine Idee von der Welt betraf. Mit einem Mal war ich eine Frau, die aufrecht zu sitzen und untertänig ihren Dienst zu verrichten hatte. Es war verboten, Fragen zu stellen, die nichts mit meinen Aufgaben zu tun hatten. Warum lagerte der Lehrherr die Stoffe nicht nach Farben oder Mustern? Wieso entwarf er keine eigenen Schnitte, sondern folgte nur bestehenden, bereits Jahre alten Vorlagen? Ich wurde über Wochen täglich zurechtgewiesen, nicht so frech und vorlaut zu sein, bis ich begriff, was von mir erwartet wurde: arbeiten und still zu sein, sonst nichts.

In der Lehre gab es noch eine zweite Sache, die für mich neu war: der Umgang mit wohlhabenden Kundinnen. Denn in meinem Leben existierten Wohlhabende bisher so, wie es Bäume und Steine gab: Sie waren

vorhanden, aber sie stellten eine andere Lebensform dar, etwas, das neben mir existierte, aber mit meinem Dasein nichts gemein hatte. Jetzt aber erlebte ich sie als Teil meines Lebens. Ich nähte Blusen und Röcke, Kleider, Mieder und Korsagen für Kundinnen, die sich, selbst wenn sie meine Dienste wiederkehrend in Anspruch nahmen, nur selten an meinen Namen erinnerten. Zwölf Stunden am Tag saß ich bei spärlicher Beleuchtung über Stoffe gebeugt auf einem Schemel und mühte mich ab für feine Damen, die mich keines Blickes würdigten und denen ich nichts bedeutete. Trotz allen Widerwillens und obwohl der Inhaber des Geschäfts mich fortwährend trietzte und wegen Nichtigkeiten ermahnte, war ich fleißig. Bis ich eines Tages meinen Dienst bei ihm quittierte.

Die Begegnung, die mich zur Kündigung